

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 24

Artikel: Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]
Autor: Vuilleumier, J.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

4. Fortsetzung

Aus Begeisterung und zum eigenen Erstaunen ob etwas völlig Unbegreiflichem hatten sich damals seine Buben-Augen mit Tränen gefüllt, dass er am liebsten losgeheult hätte, wenn er sich nicht so furchtbar vor den andern hätte schämen müssen.

Jener erste Abend im „Freischütz“ wurde für Grossvater Frei das stärkere und leuchtendere Erlebnis als sein eigenes Auftreten als Musiker, obwohl er auch damals die Erregung der stolzen Freude kaum zu bemeistern vermochte. An jenem ersten Abend auf der obersten Galerie des Stadttheaters konnte nur noch etwas in der gleichen himmlischen Eindrücklichkeit herankommen: Trinis erstes Auftreten. Drum musste Grossvater Frei dieses erste Auftreten in genau der gleichen Weise erleben wie damals das Glück als Knabe.

„So weit sind wir noch lange nicht“, unterbrach ihn Trini schüchtern in seinem Schwärmen, „vielleicht wollen sie mich drüben gar nicht in ihrer Metropolitan Oper!“

„Dich nicht wollen...?“ beehrte er entrüstet auf.

Nun ja, sie haben reichere und grössere Sängerinnen als so ein kleines, armes Schweizermädchen...“

„An Geld und falschen Brillanten reichere vielleicht schon, Trini, aber was bedeutet das? Auch die reichste dieser Damen besitzt keine Stimme wie du. Wenn wir drüben noch tüchtig üben, dann gelingt es. Das schleckt für mich keine Geiss weg, auch keine amerikani-sche!“

Er liess sich in seinem Eifer durch keine Zweifel stören. Er schilderte die Empfänge, den Glanz, die Toiletten, die Festabende, die jedes Auftreten Trinis mit sich bringen werde. Sie werde nach der Aufführung bei den berühmtesten amerikanischen Millionären eingeladen, um als grosse Gunst, die sie verteile, sie allein — nach dem Festmahl eines ihrer kleinsten Lieder zu singen. Dann sei sie reicher und umschwärmer als die reichsten Dollarbesitzer, die sich um sie rissen, denn sie besitze mit ihrer Stimme einen Schatz, den sich niemand mit Geld kaufen könne.

Wer ein solches Geschenk Gottes erhalten habe, der habe damit auch eine Sendung bekommen, einen Auftrag, andere glücklich zu machen. Jedem Künstler werde diese Bestimmung zugewiesen, dem gottbegnadeten Musiker am meisten. Denn was er bringe, das gehe direkt zum Herzen. Und Trini brauche nur den Mund zu öffnen und der goldene Klang ihrer Stimme falle wie Sonnenschein über die Welt, wie lebendiges, himmlisches Glück...

Grossvater Frei begeisterte sich an denselben Worten, die ihm vor Jahrzehnten sein eigener Lehrer am Konservatorium einmal gepredigt hatte. Er wusste es nicht. Er hatte sie inzwischen längst vergessen gehabt. Nun erwachten sie in ihm, als sei ein verborgenes Fach in seinem Innersten aufgesprungen. In kindlichem Glück gab er sie wie Selbsterkanntes, Selbsterdachtes weiter.

Trini unterbrach ihn nicht mehr. Die Freude, die Hoffnung, dass vielleicht nur ein Teil eines solchen Glückes für sie Wirklichkeit werden könnte, riss sie in beglückender Ungewissheit hin und her zwischen Zweifel und Glauben an ihre eigene Bestimmung. Sie gab sich dem Taumel hin, den Grossvaters Begeisterung in ihr entfachte. Sie schloss die Augen und hörte zu und wollte die Märchenwelt wenigstens im Traum einmal miterleben, die ihr der alte Mann unbeholfen, aber in einer unerhörten Farbigkeit erstehen liess.

Und als er endlich schwieg, weil er selbst das Glück solcher Pläne und Bilder nicht mehr in Worte fassen konnte, als Trini ihre Augen wieder öffnete, da hatte der Wind die niedern Wolken zerrissen. Ihre hellen Schwaden trieben wie Rauch in langen Strichen davon. Zwischen ihnen war ein tiefschwarzer Himmel aufgegangen, an dem das volle Mondviertel funkelnd neben wenigen leuchtenden Sternen stand.

Silberlicht floss in die Wogen hinunter und glitzerte auf den Wellenkämmen, die vom fernen dunklen Horizont herzukommen schienen und weiter und weiter fluteten, einer unsichtbaren Zukunft entgegen, welche für Trini auf einmal das

Geheimnis eines hellen, beglückenden neuen Morgens enthielt.

Sie wandte sich nach Grossvater Frei, nahm den Überraschten in die Arme und küsste ihn ungestüm: „Grossvater... Grossvater...“ Das war alles, was sie sammeln konnte: „Grossvater...“

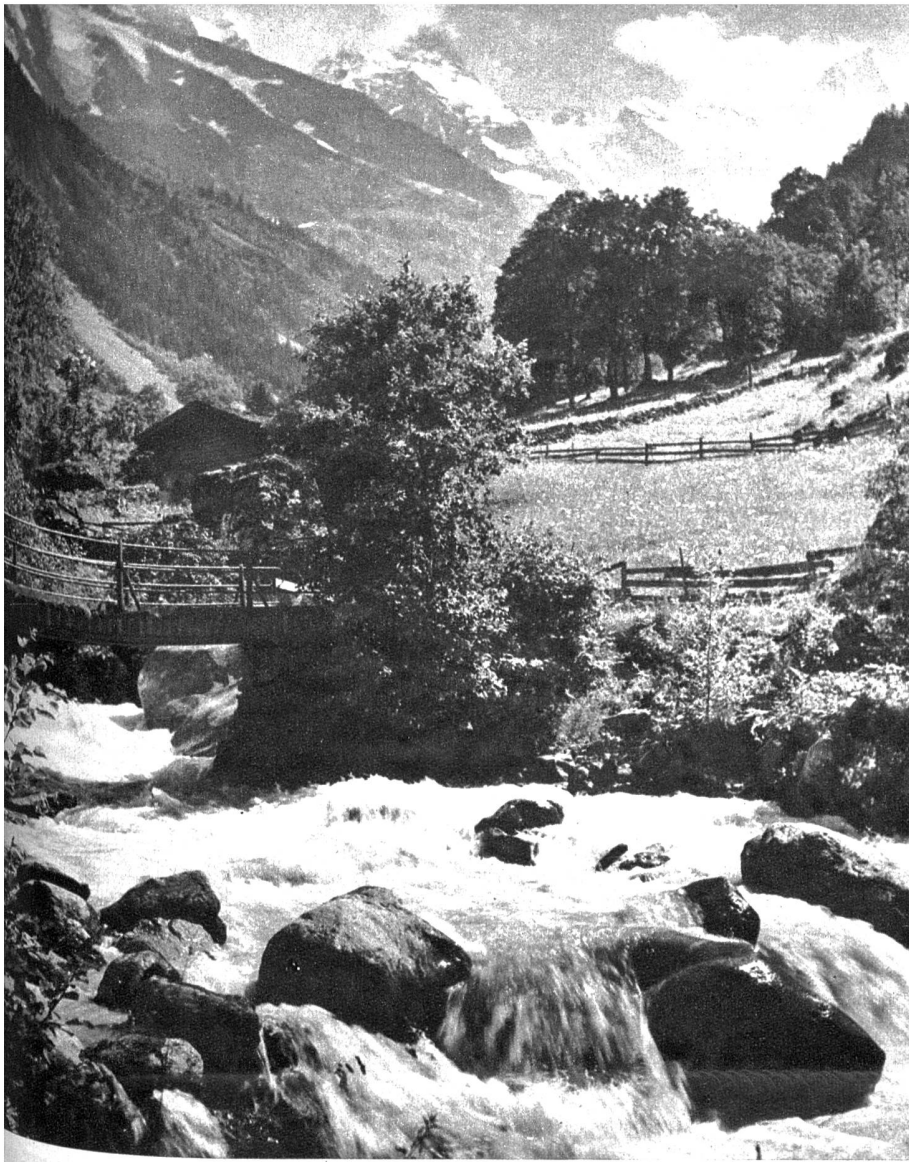
Von weither aus dem Schiffsinnern, aus den Salons der ersten Klasse brachte der Wind leise Töne eines Konzertes — Musik, die so dünn und zerbrechlich klang, wie das silberne Mondlicht, das überall aufglänzte, wo eine Wolke sich hob, das wie Perlen in die Wellentäler rollte, wenn die Woge sich rauschend senkte und brach.

„Stich — Stich — und das und das und das...“

Die Faust mit den Karten knallte auf den Tisch. Die andern Spieler schoben ihre verlorenen Trümpfe misstrauisch hin. Schmidlins Ruedi, der Rothaarige, liess sie liegen, bis er seinen letzten Stich ausgespielt hatte. Dann rückte er den Gewinn mit breiten, derben Händen vor sich zusammen und begann ihn grinsend zu zählen. Er hatte ein klingendes, harmloses Lachen auf seinem breiten Schweizergesicht, über dessen niederer, durchfurchter Stirne die kupfernen Haare sich widerspenstig scheideln liessen. Fremd und ungewohnt wirkten die beiden tief eingegrabenen Falten, die sich links und rechts von der Nase in die glattrasierten Backen schnitten. Sie verrieten, dass Schmidlin bereits verschiedene Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt und den Aufdruck, den das Land jedem nach kurzer Zeit einprägt, erhalten hatte.

Schmidlins Ruedi war einmal Bäcker gewesen und als solcher nach Amerika ausgewandert. Er hatte sich im Westen herumgetrieben, in den Städten Kaliforniens gearbeitet, war während einer verdienstlosen Zeit auf eine Farm geraten. Weil er aber auf all den Fahrten den Bauernsohn nie abgelegt hatte, hingte er nun den Bäckerberuf an den Nagel und wurde Farmer. Bei einer Familie norddeutscher Auswanderer im Staate Iowa fand er eine gute Stelle, in der er sich bald daheimfühlte. Die aufrechten, wortkargen Männer erinnerten ihn an seine Kameraden im Waldenburgerthal. Da er im Sinne hatte, Farmer zu bleiben, bald einen kleinen Hof auf eigene Faust zu führen, kehrte er nach der Schweiz zurück und holte sich eine Frau. Er hatte sich seiner Jugendliebe erinnert, an die kleine, zähe, schaffige Ida Senn. Nun befand er sich mit ihr auf der Rückreise nach den weiten Ebenen jenseits des Mississipi.

Die junge Frau hatte am ersten Tag Mutter Bigler und Trini schüchtern gefragt, ob sie sich für die Fahrt über das grosse Meer ihnen anschliessen und ein Bett in ihrer Viererkabine belegen dürfe. Sie folgte gerne allen Anweisungen Trinis und da sie sich auf dem Schiff nie recht wohl fühlte, leistete sie Mutter Bigler Gesellschaft, streckte sich tags-



An der weissen Lutschine im Lauterbrunnental

über auf dem schmalen Bett aus und
ass und trank gehorsam alles, was Trini
anordnete.

Der kleine, derbe, breitschultrige Ruedi
mit seinen blauen lachenden Augen hatte
inzwischen unter den Männern umge-
sehen. Er kam sich neben dem naiven
Peter als Weltreisender vor, überquerte
er doch den Atlantischen schon zum
dritten Mal. Er war rasch für ein Karten-
spiel zu haben zum Zeitvertreib, nicht
aus Leidenschaft. Mit Peter verstand er
sich vorzüglich, während er die beiden
andern Gesellen, den öligen Stanislaus
Pratschinsky und den quecksilbrigen
Guerino Piantini lieber gemieden hätte.
Doch da man zu einem richtigen Jass am
besten zu viert war, ertrug er sie, obwohl
Peter mehr als einmal besänftigen und
einen offenen Streit zwischen Schmidlin
und Piantini verhindern musste.

Auch jetzt begehrte der kleine Itali-
ner wütend auf, als Ruedi seinen Gewinn
schmunzelnd einstrich. In einem mit
italienischen Brocken stark vermischten
Englisch fuhr er über den ruhigen Basel-
bieter her, der ihm in seinem unverständ-
lichen Kauderwelsch, das er sich unter

den Farmern in Iowa angeeignet hatte,
die gebührende grobe Antwort gab.

Piantini, der nur den Sinn der Worte
begriff, schlug mit der kleinen, nervigen
Faust auf den Tisch und brüllte in itali-
enischer Sprache alles, was ihm die Wut
gerade eingab, bis ihm sein Freund Sta-
nislaus mit einem „halt die Klappe“,
den Faden entzweischchnitt.

Piantini duckte sich sogleich. Ein
eigentümliches Verhältnis schien zwi-
schen den beiden zu bestehen, als fürchte
sich der Italiener vor Pratschinsky und
gehörte allen Anweisungen des Polen
wie den Befehlen eines Vorgesetzten.

Er verschluckte auch jetzt wieder
hustend den Rest des Ärgers, stand auf und
verschwand. Schmidlin bestellte noch
einen Becher Bier, den er gemütlich
allein austrank, nachdem Peter und
Pratschinsky sich verabschiedet hatten.
Schmidlin liebte es, bis gegen Morgen
hier zu sitzen, weil er nachher bis gegen
Mittag schlafen durfte und kurz vor dem
Mittagessen ein Frühstück verzehrte,
das ihm in seiner Üppigkeit wie ein Fest-
mahl vorkam.

Ein derart ungestörtes Schlemmer-

dasein, das seinen üblichen Gewohnhei-
ten widersprach, kam ihm als Zeichen
der Freiheit des Weltreisenden vor; vor-
nehm war es, ein Leben, wie es die Mil-
lionäre der Grossstädte jahraus, jahrein
führen mussten, und wie es sich nun auch
einmal der einfache Bauer von Cedar
Rapids gestatten konnte. Er sass am
leeren Tisch, an dem die Karten noch
zerstreut lagen, schlürfte sein Bier in
kleinen Zügen und dachte an nichts. Er
hatte kein Bedürfnis nach Gespräch oder
Unterhaltung. Er genoss die Stunde und
fand das Leben eine herrliche Einrich-
tung, während er seinen Stumpfen an-
steckte, den er sich mit einem Dutzend
weiterer Päckchen durch Zoll und In-
spektion bis in die amerikanischen Ge-
wässer hinübergerettet hatte.

Peter und Pratschinsky schlenderten
durch die blendend hellen Gänge nach
dem vorderen Deck, dessen kleiner, von
Kranen und Rollen, Seilen und Werk-
zeugen verstellter Raum für die Passa-
giere der dritten Klasse reserviert blieb.
Grossvater Frei und Trini hatten sich
kurz zuvor nach der Kabine begeben.
Niemand war mehr zu treffen. Man
konnte ungestört und leise miteinander
sprechen.

Pratschinsky nahm das Thema wieder
auf, das er seit zwei Tagen mit Peter
eifrig bearbeitete: er kannte sich in den
armen Einwanderervierteln Neuyorks
genau aus. Er wusste, welche wenig er-
freulichen Aussichten auf einen jungen,
des Landes unkundigen Fremden war-
teten. Er selbst habe eine harte Lehre
damals mitgemacht, als er seinerzeit zum
ersten Mal in dieses gelobte Land ge-
kommen sei. Er grinste spöttisch: gelobt
sei das Land ja nicht besonders, solange
man es nicht selbst dazu mache und
dafür seien die augenblicklichen Verhält-
nisse bedeutend günstiger als zu seiner
Zeit...

„Wegen der Prohibition?“ wagte Pe-
ter einzuwenden, denn soviel hatte ihm
Pratschinsky am Abend zuvor berichtet.

„Richtig geraten“, grinste der Pole.
Und er erging sich in langen, gewunde-
nen, glatten Ausführungen über die von
wenigen geahnten Möglichkeiten, rasch
und sicher Geld zu verdienen, die die
Prohibition in den Grossstädten geschaf-
fen habe — wenn man, das war das
Wichtigste — wenn man erstens die nö-
tigen Beziehungen besitze, die in Ame-
rika immer verlangt werden, ob man nun
sein Office an der schmutzigen Mulberry-
street oder in einem eleganten Wolken-
kratzer der Wallstreet einrichte, das sei
gehüpft wie gesprungen, er, Pratschins-
ky, besitze eben solche Beziehungen...

Er schlürfte die Luft unter der Zunge
in den breitlippigen Mund. Das Geräusch
ekelte Peter, aber er schob den Eindruck
beiseite und lauschte gespannt, was der
Pole weiter erzählte: wie er einem an-
dern, der ihm sympathisch sei, die eigene
Lehrzeit schon ersparen würde, er selbst
habe damals schliesslich auch den richti-

